



# Geographische Ideologieproduktion – Kritik der Geographie als Geographie

**Bernd Belina<sup>1</sup>**

Institut für Humangeographie, J. W. Goethe-Universität, Robert-Mayer-Str. 6-8,  
60325 Frankfurt am Main, Germany, Email: [bbelina@gmx.net](mailto:bbelina@gmx.net)

---

## Zusammenfassung

Zwei Paradigmen werden üblicherweise angeführt, mit denen der Versuch unternommen wurde und wird, die Geographie als Geographie, d.h. in Abgrenzung zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu begründen: das traditionelle und das raumwissenschaftliche. Beide kritisiere ich als Ideologien, denen falsche Abstraktionen zugrunde liegen, nämlich Geodeterminismus bzw. Raumfetischismus. Zuvor werden die grundlegenden Begriffe „Paradigma“, „Ideologie“ und „Abstraktion“ bestimmt.

## Einleitung

Grundlage dieses Beitrags sind Vorträge und Diskussionen, die im Rahmen „kritischer“ Veranstaltungsreihen stattfanden.<sup>2</sup> Es geht also um „Kritik“. Was nun ist darunter zu verstehen? Bei Hegel heißt es an einer Stelle, Kritik sei die „gründliche Untersuchung und die Abhandlung einer Sache“ (zit. nach Holzhey, 1976, 1274). Um eine Wissenschaft – oder besser: eine wissenschaftliche Disziplin – wie die Geographie „gründlich“ zu untersuchen, muss man ihre Kernaussagen darauf-



<sup>1</sup> Creative Commons: Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung

<sup>2</sup> Erstmals im Fachschaftskolloquium Geographie an der Universität Halle (11.07.02), dann in der Reihe „Kritische Wissenschaft“ am Institut für Geographie der Universität Münster (25.05.05) und im Rahmen der Ringvorlesung „Kritische Geographie“ am Geographischen Institut der HU Berlin (29.11.07). Der Vortragsstil wurde im gegenwärtigen Beitrag teilweise beibehalten.

hin überprüfen, was sie bedeuten und ob sie etwas taugen. Dabei ist die Kritik zunächst völlig destruktiv – Marx (1843/1970, 344) spricht einmal von der „rücksichtslose[n] Kritik alles Bestehenden“, die „sich nicht vor ihren Resultaten fürchtet“. Kritik hat demnach zunächst nichts Konstruktives. Sie steht nicht auf dem interessierten Standpunkt, ihren Gegenstand schönreden, verbessern oder retten zu wollen. In diesem Sinne will ich im Folgenden (als Geograph) die Geographie *destruktiv* kritisieren, sofern sie *als Geographie* daherkommt.

Um zu verdeutlichen, was damit genau gemeint ist, werde ich im ersten Abschnitt einige Begriffe bestimmen, die ich bei der Kritik der geographischen Grundannahmen im zweiten und dritten Abschnitt verwenden werde. Bei dieser Kritik handelt es sich um eine marxistische Kritik. Dementsprechend entstammen die zuvor diskutierten Begriffe in der Bestimmung, in der ich sie hier benutze, der an Marx anschließenden Tradition kritischer Wissenschaft, die als historischer Materialismus firmiert. In der angloamerikanischen Geographie war diese Art Wissenschaft zu betreiben in den 1970er und 80er Jahren zeitweise hegemonial (Smith, 2001), und dort ist „die Liste bekannter Geographen, die nach wie vor stark von Marx beeinflusst sind, imposant“<sup>3</sup> (Hannah, 2006, 241). Mit einem/einer der wenigen angloamerikanischen Kenner/innen der hiesigen Situation kann gesagt werden: „Der Gegensatz zur deutschsprachigen Geographie in dieser Hinsicht ist dramatisch“ (Hannah, 2006, 241). Teil dieses Dramas ist in meiner Wahrnehmung der aktuellen Debatten hierzulande, dass Marx und vom historischen Materialismus beeinflusste Geograph/inn/en primär durch die Schriften seiner/ihrer (u.a. „post-marxistischen“) Kritiker/innen wahrgenommen werden. Demgegenüber wird hier „einfach nur“ marxistisch argumentiert.

## **Paradigma, Ideologie, Abstraktion**

### ***Paradigma***

Wenn die „Grundannahmen“ geprüft werden sollen, steht man direkt vor dem nächsten Problem, dass es in der Geographie (wie in Wissenschaften nicht unüblich) mehrere, sich ausschließende Sets von Grundannahmen gibt. Ein solches Set von Grundannahmen firmiert in der Wissenschaftstheorie – also in der Theorie über Form und Entwicklung von Wissenschaften – üblicherweise als *Paradigma*.

Nach Thomas S. Kuhns *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962/1973) ist die Entwicklung von Wissenschaften durch eine Abfolge von „normaler Wissenschaft“ und „wissenschaftlichen Revolutionen“ gekennzeichnet.<sup>4</sup> Den Alltag der „normalen Wissen-

---

<sup>3</sup> Eigene Übersetzung fremdsprachiger Zitate.

<sup>4</sup> Die eingrückten Einschübe dienen der Präzisierung verwendeter Begriffe.

schaft“ bestimmt er als „Forschung, die fest auf einer oder mehreren wissenschaftlichen Leistungen der Vergangenheit beruht, Leistungen, die von einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft eine Zeit lang als Grundlage für ihre weitere Arbeit anerkannt werden“ (Kuhn, 1962/1973, 28). Diese gemeinsame Basis der Normalwissenschaftler/innen bezeichnet er als „Paradigma“. Die „normale Wissenschaft“ kann, so Kuhn, durch neue, „beispiellos[e]“ (Kuhn, 1962/1973, 28) wissenschaftliche Leistungen erschüttert werden, die nicht zu den bisher gültigen Grundannahmen passen (Kuhn, 1962/1973, 79-95). Wenn sich viele Wissenschaftler/innen dem neuen Paradigma anschließen, wird ein Paradigmenwechsel ausgelöst: Von nun an begründen neue Basisannahmen eine neue „normale Wissenschaften“.

Kuhn hat seine Theorie für die Naturwissenschaften aufgestellt, von denen er sagt, dass sie sich durch ihre „beispiellose Absonderung [...] von den Forderungen der Laienwelt und des alltäglichen Lebens [auszeichnen]“ (Kuhn, 1962/1973, 215). In ihnen spielen in der Erkenntnisproduktion (nicht in der -anwendung!) individuelle Interessen oder politische Einflussnahmen eine bestenfalls marginale Rolle. Darauf, wie man Photosynthese erklärt oder die Stabilität von Dämmen berechnet, haben sie keinen Einfluss.<sup>5</sup> In den Geistes- und Sozialwissenschaften liegt der Fall etwas anders. Hier werden Aussagen über *gesellschaftliche* Phänomene getätigt. Weil diese Phänomene so gut wie immer umstritten sind, kann die Art und Weise der Erklärung, die über das Ergebnis der Erklärung mitentscheidet, viel stärker von persönlichen Interessen oder politischen Einflussnahmen beeinflusst werden. Die Entwicklung der Sozial- und Geisteswissenschaften hängt deshalb ganz entscheidend vom gesellschaftlichen und politischen Kontext ab. Dass Kuhn (1962/1973) von diesem Kontext absieht, hat der Geograph David Harvey (1972) als die zentrale Schwäche seiner Vorstellung von der Wissenschaftsentwicklung kritisiert. Harvey fordert stattdessen für die Entwicklung der Geographie nicht nur zu beschreiben, *dass* neue Paradigmen auftauchen, sondern auch zu erklären, unter welchen historischen Bedingungen dies der Fall ist und *warum* sich das „Neue“ durchsetzt (vgl. Harvey, 1984, 1).

---

<sup>5</sup> Darauf, *warum* man das tut und *wie* man die Ergebnisse dann *anwendet*, natürlich schon. Der französische Geograph Yves Lacoste (1976) hat gezeigt, welche geographischen Kenntnisse seitens des US-Militärs nötig waren, um im Vietnamkrieg durch die Bombardierung von Dämmen Überflutungskatastrophen auszulösen. Seine Folgerung bezüglich der Geographie fungiert als Titel seines Buches: *Die Geographie dient in erster Linie dazu, Krieg zu führen*.

Paradigmen beinhalten Grundannahmen über die Welt, also darüber wie sie (angeblich) *ist*, und zumindest implizit auch darüber, wie sie sein *soll*. Ihre Funktion im Wissenschaftsbetrieb beschränkt sich aber nicht darauf, den Blick von Wissenschaftler/inne/n auf die Welt in der einen oder anderen Art zu lenken. Darüber hinaus grenzen sie diejenigen Wissenschaftler/innen, die ein Paradigma teilen, von jenen ab, die einem anderen Paradigma innerhalb derselben oder einer anderen wissenschaftlichen Disziplin anhängen. Durch diese Abgrenzungsleistung geben Paradigmen wissenschaftlichen Disziplinen *als Disziplinen* ihre Identität. Diese Identität kann zwischen „Normalwissenschaftler/inne/n“ und „Revolutionär/inn/en“ oder zwischen Verfechter/inne/n unterschiedlicher Paradigmen innerhalb einer Disziplin umstritten sein und fungiert als Strategie, um Mitstreiter/innen und Nachwuchs um sich zu scharen. Der Kulturwissenschaftler Rolf Lindner hat derartige disziplinäre Theorieprogramme (bezogen auf seine eigene wissenschaftliche Disziplin, die Kulturwissenschaften bzw. *Cultural Studies*) als „Instrumente einer Identitätspolitik, die analog zum Prozess der Ethnisierung verläuft“ (Lindner, 2000, 16) bezeichnet. Die Analogie verweist darauf, dass disziplinäre Gemeinschaften – wie Ethnien – häufig als etwas „Natürliches“ erscheinen bzw. dargestellt werden, als etwas, das sich aus der Sache selbstverständlich ergibt. Bezogen auf Ethnien wird z.B. von Wissenschaftler/inne/n immer noch vom „ethnischen Substrat‘ von kollektiver Identität und Gemeinschaft“ (Smith, 1995, 58) gesprochen, so, als wäre diese „Substrat“ einfach da. In dieser Sicht stiften gemeinsame Sprache, Riten, Gebräuche, Traditionen oder gleich eine komplette „Kultur“ eine Gemeinsamkeit, die vermeintlich nicht erst sozial hergestellt wird, sondern ganz von selbst entsteht und eine ethnische Gemeinschaft quasi naturgemäß von anderen ethnischen Gemeinschaften unterscheidet. Diese Denkweise sieht vollkommen davon ab, dass derartige Gemeinschaften und die sie vermeintlich definierenden Gemeinsamkeiten stets erst machtvoll hergestellt worden sind (vgl. Hobsbawm und Ranger, 1983), und dass aus diesen alltäglichen Gemeinsamkeiten (wie der geteilten Sprache) überhaupt nicht notwendig Gemeinschaften mit Zusammengehörigkeitsgefühl etc. hervorgehen müssen (vgl. Hauck, 2006, 96-142). Solche ethnisch definierten Gemeinschaften („die Deutschen“, „die Amis“, „die Franken“, etc.) sind vielmehr das Produkt von Strategien, von Identitätspolitik, durch die eine Identität erst hergestellt wird, und zwar nicht einfach so – dazu wäre des ganze Aufwand etwas übertrieben –, sondern *um Interessen durchzusetzen*. Wer Ethnien untersucht, sollte diese deshalb nicht als etwas betrachten, das einfach so vorliegt, sondern sich interessieren für „die Art und Weise, wie die ethnischen Gruppen konstruiert worden sind, wie eine bestimmte soziale Gruppe sich von anderen abgrenzt und sich auf diese Weise Identität gibt, welche Funktionen die ethnischen Grenzen haben und wie durchlässig und manipulierbar diese sind“ (Heller, 2004, 23).

Dasselbe gilt dann auch für die Untersuchung der Konstitution von Wissenschaftsdisziplinen. Geographie als Geographie, als eigenständige Wissenschaftsdisziplin, die sich von anderen Wissenschaftsdisziplinen unterscheidet, ist dann das Resultat solcher Identitätspolitik. Die Funktion wissenschaftlicher Paradigmen

besteht in dieser Hinsicht (analog zu gemeinsamer Sprache, Kultur, etc. von Ethnien) darin nachzuweisen, dass die jeweilige Wissenschaft etwas Besonderes ist und als solche mit Lehrstühlen, Studiengängen, Forschungsgeldern etc. alimentiert werden muss. Paradigmen sind deshalb – wie Ethnien – stets mehr als nur eine identitäre Selbstvergewisserung von Wissenschaftler/inne/n, die wissen wollen, wer sie eigentlich sind. Die ewig gewälzte Frage „Was ist Geographie?“ mag für viele Diskutant/inn/en tatsächlich auch diese psychologische Funktion erfüllen.<sup>6</sup> Dass sie aber überhaupt in die Verlegenheit kommen, sich mit derartigen Fragen der Selbstvergewisserung herumzuschlagen, liegt einzig und allein daran, dass Universitäten anhand wissenschaftlicher Disziplinen in Institute, Fakultäten und – disziplinär definierte – Professuren gegliedert sind, und dass diese sich untereinander in ständiger Auseinandersetzung um Mittel und Einfluss befinden. Akademische Disziplinen sind also „in einen fortwährenden darwinistischen Kampf um Macht und Status verwickelt“, wobei „das Statusstreben nicht nur aus dem inneren Stammesstolz resultiert, sondern auch aus der äußeren Notwendigkeit, die eigene Existenz zu legitimieren und ihre Lebensfähigkeit sicherzustellen“ (Becker, 1989, 142, zit. nach Johnston, 2000, 975).

Dieses „Survival of the Fittest“ ist so organisiert, dass es auf der Definition wissenschaftlicher Disziplinen basiert. Im Kampf um Macht, Status und Ausstattung fungiert die Definition eines Paradigmas also als Mittel, um sich gegen die Vertreter/innen anderer Disziplinen durchzusetzen. Dasselbe Mittel wird zum selben Zweck auch innerhalb wissenschaftlicher Disziplinen in Anschlag gebracht, wenn es gegen konkurrierende Paradigmen(vertreter/innen) geht.

Paradigmen als Selbstdefinitionen wissenschaftlicher Disziplinen beinhalten implizit immer die Begründung eines Forderungskatalogs nach dem Muster: „Weil wir als Geographie/Ägyptologie/VWL ein Paradigma haben, sind wir eine eigenständige Disziplin, die Relevantes beizutragen hat, das, eben wegen des paradigmatischen Unterschieds zu den anderen Disziplinen, nur wir können.“ In dieser Formulierung taucht der *Inhalt* des Paradigmas gar nicht auf. Betont wird nur, *dass* es ein eigenständiges Paradigma gibt. Denn nur dies ist wichtig: Die Behauptung der Einmaligkeit und das Versprechen an die Geldgeber/innen – hierzulande üblicherweise der Staat – für dessen Programm Verwertbares zu leisten. Was den ersten Teil dieser Aussage angeht – „Einmaligkeit“ – sind im Prinzip alle Paradigmen gleich: Ob Ägyptologie oder VWL als eigenständige Disziplinen begründet werden, oder ob dies im Fall der VWL auf Basis keynesianistischer oder neoliberaler Annahmen geschieht, ist für den Nachweis der Einmaligkeit gleichgültig. Bezüglich des zweiten Teils – Verwertbarkeit im Sinne des Programms der Geldge-

---

<sup>6</sup> Vor diesem Hintergrund sind Schriften wie Eugen Wirths *Theoretische Geographie* (1979) oder Gerhard Hards „*Was ist Geographie?*“ (1990) zu lesen: als mehr oder weniger elaborierte Versuche, die eigene Identität als Wissenschaftler vor sich selbst und anderen zu bestätigen.

ber/innen – sind die Unterschiede gewaltig: Ob es „Orchideenfächern“ wie der Ägyptologie im Kampf um Ressourcen irgendetwas hilft, ein präzise ausgearbeitetes und ganz extrem einmaliges Paradigma vorlegen zu können oder nicht, oder ob in der VWL lieber Keynesianismus oder Neoliberalismus gepredigt werden sollen, entscheidet sich nach Maßgabe des Geldgebers, also des Staates. Dessen Interesse an Ägyptologie kann unter spezifischen historischen Bedingungen durchaus hoch sein, unter anderen gegen Null tendieren. Sein Interesse an einer VWL, die seine je aktuelle Wirtschaftspolitik legitimiert und dieser als Instrument zur Verfügung steht, ist deutlich höher. Während die Disziplin VWL sich weit weniger Sorgen um ihren Fortbestand machen muss, ist an ihrer inhaltlichen Ausrichtung abzulesen, *welche* VWL staatlicherseits nachgefragt wird.<sup>7</sup> Staatliche Interessen sind der Wissenschaft also alles andere als äußerlich. Im Gegenteil: „Der kapitalistische Staat bemächtigt sich der Produktion der Wissenschaft, die damit bis ins Innere ihrer Textur zu einer mit den Machtmechanismen verflochtenen *Staatswissenschaft* wird“ (Poulantzas, 1978/2002, 84). Was die aktuelle Hinwendung zum Neoliberalismus für Alimentierung und Inhalt dieser Staatswissenschaften insgesamt bedeutet, dürfte allgemein bekannt sein (vgl. Bultmann und Schöller, 2003).

Wenn es also im Folgenden darum gehen soll „Grundannahmen“ bzw. Paradigmen der Geographie zu kritisieren, dann folgt aus dem Gesagten, dass die Kritik des Inhalts des Paradigmas zwar der logische Einstieg ist, dass hier aber nicht stehen geblieben werden kann. Vielmehr gilt es darüber hinaus zu fragen, warum und in welchem politischen Kontext sich die jeweiligen Paradigmen durchsetzen konnten, d.h. auch und v.a. aufgrund welcher Verwertbarkeitsversprechen. Um den Umfang des Textes nicht zu sprengen, werden diese Punkte allerdings nur angerissen werden können.

### ***Ideologie***

In der Geographiegeschichtsschreibung werden üblicherweise drei Paradigmen unterschieden, die zeitlich aufeinanderfolgen, sich dabei auch überlappen und die alle drei bis heute vorzufinden sind. Ich will versuchen, die beiden ersten dieser Paradigmen in barbarischer Kürze zu skizzieren und sie jeweils anhand eines Anwendungsbeispiels zu kritisieren. Diese Kritik wird, dem bisher gesagten folgend, jeweils in zwei Schritten vorgehen:

1. Was ist falsch?
2. In wessen Interesse steht das?

---

<sup>7</sup> Dass nach öffentlich ausgetragener Debatte am „traditionell keynesianisch argumentierende[n]“ (Piper, 2004) *Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung* (DIW) mit seinem Leiter der Abteilung für Konjunkturforschung „einer der letzten prominenten Keynesianer unter Deutschlands Wirtschaftsforschern kalt abserviert“ wurde (Bauchmüller, 2004, vgl. auch *Süddeutsche Zeitung*, 2004), mag andeuten, wie es um die Brauchbarkeit *dieser* volkswirtschaftlichen Theorie derzeit bestellt ist.

„Falsch“ ist eine Aussage oder Theorie, wenn sie der kritischen Überprüfung durch Argumente nicht standhalten (vgl. dazu Fußnote 11). Wenn gezeigt werden kann, dass sie zudem interessensgeleitet sind, sind sie zudem *Ideologie*. Nach der klassischen Bestimmung von Marx und Engels aus *Die Deutsche Ideologie* besteht das Ziel der Ideologieproduzent/inn/en darin, „ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen“ (Marx und Engels, 1846/1969, 47). Wenn dieses Interesse darin besteht, die herrschende Gesellschaftsordnung zu verteidigen, bedeutet das: „Der falsche Schein ist nicht nur falsch, er ist auch eine Stütze des Status quo, der bestehenden Herrschaftsverhältnisse“ (Hauck, 1992, 15). Dies trifft nicht nur auf diejenigen Ideologieproduzierenden zu, die in der Herrschaftsstabilisierung auch den Zweck ihres Tuns sehen, sie also bewusst betreiben.<sup>8</sup> Oftmals viel wirkungsvoller sind die Beiträge von Ideologieproduzent/inn/en, die „sich über ihr Geschäft selbst Illusionen machen“ (Herkommer, 2005, 37), die aber, weil der Inhalt ihrer Theorien de facto genau dies leistet, „objektiv [...] die Stabilisierung der bestehenden Verhältnisse durch ihre Rechtfertigung [bewirken]“ (Herkommer, 2005, 37).

Hinter den „falschen Schein“ der Ideologie zu blicken ist *Ideologiekritik*. Dabei erfolgt notwendig der zweite o.g. Schritt, also der Nachweis der Interessensgeleitetheit, nach dem ersten, also nachdem gezeigt wurde, dass eine Aussage auch tatsächlich der inhaltlichen Kritik nicht standhält und deshalb *falsch* ist. Mit dem zweiten Schritt zu beginnen kann für die Erklärung der tatsächlichen Zusammenhänge äußerst kontraproduktiv sein, denn es kann ja durchaus sein, dass eine Aussage zwar im Interesse von jemandem steht, dabei aber *richtig* ist (z.B., wenn es tatsächlich Abseits war).

Sebastian Herkommer (2005, 47f.) betont die sinnvolle Unterscheidung zwischen „der Ideologie“ im Singular und „den Ideologien“ im Plural. Dabei ist erstere bestimmt als „der gesellschaftlich *notwendige* Schein und als Verschränkung des Wahren mit dem Unwahren“ (Herkommer, 2005, 48, eigene Hervorhebung). Dieser *notwendige* Schein, der den gesamten Verkehr zwischen Menschen „wie in einer Camera obscura auf den Kopf gestellt erscheinen [lässt]“ (Marx und Engels, 1846/1969, 26), entspringt, so zeigt Marx in den drei Bänden des *Kapitals* (Marx, 1867/1971, 1885/1875, 1894/1988), der Art und Weise, in der unter kapitalistischen Verhältnissen gewirtschaftet wird. Es handelt sich bei ihm nicht einfach nur um beliebig zusammengespinnene Lügen, sondern um das Resultat tatsächli-

---

<sup>8</sup> Welche Formen die Indienstnahme der Wissensproduktion in politischen Auseinandersetzungen annehmen kann, schildert der US-amerikanische Journalist David Brock (2000) anschaulich in seiner Autobiographie *Blinded by the Right*. Er berichtet aus seiner aktiven Teilnahme an der neokonservativen Hetzjagd gegen alles „Liberalere“ in den USA der 1990er. Auch wenn der Schwerpunkt dabei auf journalistischer und i.e.S. politischer Manipulation liegt, schildert er auch, wie rechte *Think Tanks* und Wissenschaftler/innen (insbesondere Jurist/inn/en) in vollem Bewusstsein ihres Tuns politisch motivierte Lügen verbreiten.

cher gesellschaftlicher Praxis. Wie dieser Schein aus der kapitalistischen Produktionsweise folgt, wird weiter unten kurz angerissen (als präzise Zusammenfassung seiner Funktionsweise vgl. Herkommer, 2005, 39-46). Neben diesem notwendigen Schein, der Ideologie im Singular also, besteht die „heterogene Vielfalt politischer und kultureller Ideologien im Plural“ (Herkommer, 2005, 48) aus allen möglichen Aussagen und Theorien, die falsch und interessensgeleitet sind, deren spezifischer Inhalt aber nicht *notwendig* aus der Produktionsweise hervorgeht. Plakativ formuliert würde der Laden also auch ohne diese spezifischen Ideologien laufen, ohne „die Ideologie“ hingegen wohl eher nicht (oder zumindest nicht so glatt, wie er es tut). Um Herkunft und Erfolg der spezifischen Ideologien (im Plural) zu verstehen, gilt es diese „in Beziehung zu setzen zur Grundstruktur des Ideologischen“ (Herkommer, 2005, 48).<sup>9</sup>

Im Folgenden will ich zeigen, dass und in welcher Hinsicht die beiden Paradigmen, die die Geographie als Geographie definieren, ideologisch sind, und dass mit ihnen – ob beabsichtigt oder nicht – die Interessen der Herrschenden bedient werden. Die zentrale ideologische Leistung besteht in beiden Fällen darin, dass von gesellschaftlichen Prozessen gerade abgesehen wird, anstatt sie zu erklären. Denn, so die Kritik (oder eben: Ideologiekritik) in beiden Paradigmen werden *falsche Abstraktionen* von den konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen vorgenommen.

## Abstraktion

Was nun ist eine Abstraktion? Abstraktionen sind Denkopoperationen mittels derer an einem Gegenstand nur *ein Aspekt* isoliert und damit *von allen anderen Aspekten* abgesehen wird. Das ist wunderbar, sofern dieser eine Aspekt *für die Erklärung wesentlich* ist. Das Isolieren einzelner Aspekte produziert aber *falsche Abstraktionen*, wenn der eine abstrahierte Aspekt gerade nicht wesentlich zur Erklärung ist, wenn aber zugleich so getan wird (vgl. Ollman, 1993, 26f.). Andrew Sayer (1999, 138-140) nennt solche Abstraktionen (mit Bezug auf Marx) „chaotische Konzepte“<sup>10</sup>, die zur Beschreibung taugen mögen, die aber „zu Problemen führen, sobald ihnen die ausschließliche Erklärungskraft für alle Objekte zugeschrieben wird, die in eine [durch das chaotische Konzept definierte] Klasse fallen“ (Sayer 1999, 139).

---

<sup>9</sup> Ein Beispiel hierfür: David Harvey (2005) zeigt, wie der Neoliberalismus durch seine Betonung der „Freiheit“ zur hegemonialen Ideologie im Klassenkampf von oben werden konnte, dass dies aber nur zu verstehen ist, wenn man dies auf die spezifische Bedeutung von „Freiheit“ im Kapitalismus bezieht, in dem „Käufer und Verkäufer einer Ware, z.B. der Arbeitskraft, [...] nur durch ihren freien Willen bestimmt [sind]. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen.“ (Marx und Engels, 1867/1971, 189f.)

<sup>10</sup> Im deutschen Original spricht Marx von „eine[r] chaotische[n] Vorstellung des Ganzen“ (Marx, 1857/1969, 13, 631).



Ein Beispiel, das Hegel (1807/1970, 578) in seiner kleinen Schrift *Wer denkt abstrakt?* anführt, mag das verdeutlichen: „Dies ist abstrakt gedacht, in dem Mörder nichts als dies Abstrakte, daß er ein Mörder ist, zu sehen und durch diese einfache Qualität alles übrige menschliche Wesen an ihm [zu] vertilgen.“ Die *Abstraktion* besteht hier also darin, von allem anderen an diesem Menschen abzusehen, davon also zu abstrahieren, und ihn auf diese eine Eigenschaft, „Mörder“, zu reduzieren. Eine *falsche* Abstraktion wäre es nun, wenn man an dem von Hegel erwähnten Menschen erklären will, warum er Fieber hat, und sagt, das liegt daran, dass er ein Mörder ist: der abstrahierte Aspekt (Mensch wurde wegen Mordes verurteilt) ist für die Erklärung seiner Körpertemperatur offenbar nicht sinnvoll. Ob eine Abstraktion zur Erklärung notwendig oder falsch ist, lässt sich stets nur empirisch am konkreten Fall untersuchen, d.h. die Abstraktion muss einer Kritik unterzogen werden – also der o.g. „gründlichen Untersuchung“. Genau das habe ich für die beiden Paradigmen der Geographie vor – wenn auch, in der Kürze, nur mehr oder weniger „gründlich“.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Nicht verschwiegen werden soll, dass die theoretischen Bezüge in diesem Absatz – Sayer auf der einen und Hegel und Ollman auf der anderen Seite – „Abstraktion“ leicht unterschiedlich bestimmen, da sie unterschiedlichen Paradigmen anhängen. Andrew Sayer ist ein Vertreter des *Critical Realism*. Ihm zufolge liegen „richtige“ Abstraktionen vor, wenn mit ihnen ein *notwendiges* Verhältnis zwischen Explanandum und Explanans benannt ist, also zwischen zu Erklärendem und Erklärung. „Notwendig“ ist das Verhältnis, wenn seine Elemente nicht ohneeinander bestehen könnten (z.B. Mutter/Tochter oder Kapital/Arbeit). „Falsche Abstraktionen“ hingegen erheben nicht notwendige Verhältnisse in den Rang einer Erklärung (z.B. Mord/Körpertemperatur). Das Problem mit „dieser oberflächlich attraktiven Methode“, so Harvey (1987, 371) m.E. zu Recht, besteht darin, dass „sie außer dem Urteil des Forschers nichts beinhaltet, um festzustellen, was ein besonderes [also notwendiges] Moment ist, dem besondere Prozesse innewohnen, oder welche Kontingenzen (von unendlich vielen möglichen) [also nicht notwendige Abstraktionen] ernst zu nehmen sind“. Die Kritik läuft darauf hinaus, dass der *Critical Realism* eine Ontologie und eine Erkenntnistheorie konstruiert, die zwar konkrete Untersuchungen einfordern, selbst aber so abstrakt sind, dass sie diese gerade nicht anleiten können. Im Gegensatz zu den „ahistorischen Abstraktionen“ (Roberts, 2001, 548) des *Critical Realism* betonen Theoretiker/innen in der Tradition eines hegelianischen Marxismus (wie Harvey oder Ollman), dass Abstraktionen stets nur vorläufige Bestimmungen sein können, da die Totalität, aus der sie abstrahiert werden, durch widersprüchliche innere Verbindungen und Prozesse stets in Bewegung ist. Harvey betont: „Falsch wird es, wenn die Untersuchung eines ‚Moments‘ für hinreichend zum Verständnis der Totalität des sozialen Prozesses gehalten wird“ (1996, 80). Dass sich in diesem Prozess gleichwohl Strukturen und Gesetzmäßigkeiten herauskristallisieren und verfestigen, die es zu erklären gilt (Harvey 1996, 82), kann aber nicht schon vorher gewusst sein (vgl. Roberts, 2001, 562). Dies bedeutet für den Status der folgenden Argumentation erstens, dass die Kritik der „falschen Abstraktionen“ geographischer Paradigmen beansprucht, richtig und in diesem Sinne „wahr“ zu sein (darin wären sich Anhänger/innen beider in dieser Fußnote referierten Positionen einig). Zweitens beanspruchen die jeweils angedeuteten Alternativerklärungen auf Abstraktionen relevanter Momente der gesellschaftlich hergestellten Totalität und in ihr gültiger Gesetzmäßigkeiten zu basieren, die a) jederzeit und b) v.a. wegen anzunehmender Veränderungen innerhalb des gesellschaftlichen Totalität zu überprüfen sind.

Geographiehistoriker/innen unterscheiden, wie gesagt, üblicherweise drei Kernparadigmen der (Human-)Geographie. Dabei handelt es sich um<sup>12</sup>:

1. traditionelle Geographie
2. raumwissenschaftliche Geographie
3. sozialwissenschaftliche Geographie

Wie die Charakterisierung „sozialwissenschaftlich“ schon andeutet, handelt es sich beim dritten Paradigma nicht um eines, das die Geographie *als* Geographie, d.h. in Abgrenzung zu anderen (sozial-)wissenschaftlichen Disziplinen zu begründen vermag. Zugespitzt formuliert tun das, was „sozialwissenschaftliche Geograph/inn/en“ tun, auch Soziolog/inn/en, Politolog/inn/en, Kulturwissenschaftler/innen und andere. Denn auf der einen Seite „wildern“ sozialwissenschaftliche Geograph/inn/en bei den Theorieangeboten aus diesen Disziplinen, zum anderen befassen sich „die Anderen“ auch (und z.T. zunehmend) mit scheinbar genuin „geographischen“ Fragestellungen. Bezogen auf die paradigmatische Einmaligkeit löst sich Geographie dann „in Regionalökonomie, Soziologie, Sozialökologie, Ethnologie, Psychologie usw. auf“ (Eisel, 2004, 205). Die Geographie als Disziplin wird also nur durch die beiden erstgenannten Paradigmen konstituiert, nur diese werden im Folgenden kritisiert.

### **Traditionelle Geographie**

Im Zentrum des Paradigmas der im 19. Jahrhundert entstehenden Geographie als Wissenschaft und ihrer Gründerväter Alexander von Humboldt (1769-1859) und Carl Ritter (1779-1859) steht das Mensch-Natur-Verhältnis (vgl. Bahrenberg, 1996; Eisel, 1987, 2004; Schultz, 1997, 2000; sowie bereits Wittfogel, 1929). Im Detail wird dieses Verhältnis von verschiedenen Geograph/inn/en in unterschiedlicher Weise konzipiert. Diese Unterschiede sind für die Kritik des Paradigmas der traditionellen Geographie allerdings zu vernachlässigen. Im Kern interessieren sich traditionelle Geograph/inn/en stets für den Einfluss der Natur auf den Menschen bzw. auf die Kultur und/oder die Gesellschaft (wobei diese Denkweise älter ist als die Konstituierung der Geographie als Geographie und sich bereits bei Montesquieu, Herder, Kant u.v.a.m. findet). Der Grundgedanke funktioniert als Forschungsanleitung folgendermaßen: Aus der Naturausstattung eines Landstrichs (einer Region, eines Landes, einer Landschaft) wird alles weitere abgeleitet: die

---

<sup>12</sup> Die Bezeichnungen für die einzelnen Paradigmen variieren teilweise zwischen Autor/inn/en und Schulen. Dies liegt teils daran, dass sie als Instrumente im Machtkampf innerhalb und zwischen Paradigmen selbst umkämpft sind, teils an Sprach- und Übersetzungsfragen und teils auch an Zufällen. Auch wird mit Bezug auf Kuhn mitunter angezweifelt, dass in der Geographie überhaupt von voll ausgebildeten Paradigmen gesprochen werden kann, auf die sich eine Mehrheit von „Normalwissenschaftler/inne/n“ geeinigt hätte (Beck, 2006, 7f.).

Siedlungsstruktur, die Wirtschaftsweise, die Staatenbildung, der „Volkscharakter“ etc.

Den „locus classicus“ (Michel, 1981, 26) dieses Paradigmas liefert Montesquieu (1689-1755) im 14. Buch seines Hauptwerkes *De l'Esprit des Lois* (1748). Dort erklärt er die Menschheitsgeschichte anhand des Klimas und in diesem Zusammenhang auch die unterschiedlichen Charaktere der Menschen in warmen und kalten Gebiete. Während er den Bewohner/inne/n der kalten Klimate „mehr Kraft“ und „größere Stärke“, „mehr Selbstvertrauen“, „mehr Mut“ und „mehr Freimut“ zuschreibt, sind diejenigen der warmen Länder „furchtsam, wie es die Greise sind“ (zit. nach Michel, 1981, 26f.). Ein geographisches Beispiel dieses Denkens (von Hunderten möglichen) liefert ein Erdkunde-Schulbuch aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts: „Alle Siedlungsanlage und Stadtblüte unterliegt geographischen Bedingungen [...]. Selbst der Bestand der Staaten ist nur dann von Dauer, wenn sich das Staatsgebiet einem durch seine Natur einheitlichen Landraum anschmiegt“ (Kirchhoff, 1908, 386f.). Hier werden also Siedlungsform und Politik (Staat) direkt aus der naturräumlichen Ausstattung abgeleitet.

In dieser Denkweise *determiniert* die Natur die Kultur (wenn auch in verschiedenen Varianten mehr oder weniger direkt). Weil die Naturausrüstung überall anders ist, bilden sich in Anpassung an die räumlich differenzierte Natur räumliche Differenzen der Gesellschaft/der Kultur heraus. Die so entstehenden Regionen, Landschaften oder Länder müssen Geograph/inn/en dann nur noch „da draußen“ finden. Diese Art die Welt zu sehen und erklären zu wollen, firmiert unter dem Titel Geodeterminismus (alternativ: Umwelt- oder Naturdeterminismus).

Diese Denkweise kann einer kritischen Überprüfung nicht standhalten. Von sich aus determiniert die Naturausrüstung nicht, wie sich Gesellschaften entwickeln. Mit Klima und Boden lassen sich jedenfalls weder der Kalte noch der Irak-Krieg erklären und die Natur ist auch bestimmt nicht Schuld am globalen Dudelradio. Beim Geodeterminismus handelt es sich um eine falsche Abstraktion. Denn auch wenn die Naturausrüstung für gesellschaftliche Praktiken eine Voraussetzung liefert, so sind und bleiben es doch die Menschen selbst, die in ihrer Vergesellschaftung Kriege führen oder Radio machen/hören. Entscheidend am „Mensch-Natur-Verhältnis“ ist, wie und unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen Natur praktisch aneignet wird (vgl. Wittfogel, 1929; Schmidt, 1962/1974; Smith, 1984; Harvey, 1996; O'Connor, 1996). Die Natur spielt dabei sehr wohl eine Rolle, denn „[d]er Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, d.h. nur die Formen der Stoffe ändern“ (Marx, 1867/1971, 57). Doch *wie* das geschieht ist ein durch und durch *gesellschaftlicher* Prozess, der von gesellschaftlichen Subjekten und deren Willen exekutiert und nicht von der Natur determiniert wird. Bei der Produktion von Nahrungsmitteln etwa leitet sich aus der Tatsache, *dass* Natur umgewandelt werden muss, und *dass* dabei die Naturgesetze einzuhalten sind, keine Gesetzmäßigkeiten bezüglich der gesellschaftlichen Art und Weise der Nah-

rungsmittelproduktion ab. Von den gesellschaftlichen Verhältnissen, die Hunger, Krieg oder schlechte Musik hervorbringen, wird im Geodeterminismus abstrahiert, ihm liegen *falsche Abstraktionen* zugrunde.

Theoretiker/innen, die die Welt geodeterministisch sehen, kommen interessanterweise häufig zu der Auffassung, dass ihr jeweiliges Heimatland von seiner Naturausstattung her anderen Ländern überlegen und deshalb auch kulturell, politisch, etc. höherwertig sei. So bringt für Montesquieu (s.o.) sein Heimatland Frankreich natürlich keine feigen Südländer/inne/n hervor. Auch sind die „gemäßigten Breiten“, die angeblich die Zivilisation qua ihrer Naturausstattung befördern, zufällig dieselben, in denen ihre Erfinder/innen lebten (vgl. Michel, 1981, 29f.). Und der Geograph Ellsworth Huntington, der in *The Mainspring of Civilization* (1945) den „Einfluss der biologischen Vererbung und der physischen Umwelt auf die Geschichte“ sucht, findet schließlich heraus, „dass seine neuenglische Heimat als höchster Ausdruck der Zivilisation vorbestimmt war“ (Harvey und Smith, 1984, 100).

Das könnte man als leicht zu durchschauende Spinnerei abtun, hätte diese Sicht der Welt nicht als Legitimation weitreichender politischer Prozesse fungiert. Karl-August Wittfogel (1929, 500) hat sie deshalb als die „Metaphysik der Bedürfnisse des Imperialismus“ bezeichnet. Geodeterminist/inn/en kommen komischerweise kaum mal zu dem Ergebnis, dass ihr eigener Staat größer ist als von der Natur vorgegeben, sondern die Natur legt angeblich immer nahe, dass Expansion Not tut. Für sie gibt die Natur zwar einerseits die gesellschaftliche Entwicklung vor (determiniert sie), andererseits müssen „widernatürliche“ Abweichungen stets *politisch* und *mit Gewalt* ins Lot gebracht werden. Ganz explizit wird so in Politischer Geographie und Geopolitik bis Mitte des 20. Jahrhunderts im Sinne deutscher oder anderer Expansionspolitik argumentiert (vgl. die Kritik bei Wittfogel, 1929; Peet, 1985; Schultz, 2000).<sup>13</sup> Dabei ist es unerheblich, ob die einzelnen Autor/inn/en sich dieser politischen Funktionalität ihrer Wissenschaft bewusst sind bzw. sie explizit zu diesem Zweck betreiben – entscheidend ist die Wirkungsweise. Die de facto imperialistischen Zwecke, die mit der traditionellen Geographie legitimiert werden, machen sie zu einer der Ideologien (im Plural), die obschon nicht notwendig (Imperialismus lässt sich auch anders begründen), doch mit Bezug auf den expansiven Prozess der Kapitalakkumulation (vgl. Frieling, dieses Heft) zu erklären sind.

Ein direkter Geodeterminismus wird in der Wissenschaft nur noch selten behauptet. In welch seltsamen Varianten diese Denkweise aber nach wie vor auftauchen kann, zeigt das Beispiel des Soziologen und Systemtheoretikers Stichweh,

---

<sup>13</sup> Dass die Mehrheit der deutschen Geograph/inn/en in den 1920er und 30er Jahren viel Gutes am Weltbild der Nazis fand (Heinrich, 1990) und etwa beim „Generalplan Ost“ auch in die Praxis umzusetzen halfen (Rössler, 1987), verweist auf die gemeinsamen theoretischen Wurzeln von Geodeterminismus und Blut und Boden-Ideologie (Schultz, 1989).

der eine „kausale Abhängigkeit der Gesellschaft von Bedingungen der physischen Geographie und der Biogeographie“ (Stichweh, 1998, 10) behauptet. Um diese „Abhängigkeit“ zu belegen, führt er zwei empirische Beispiele an: Erstens „leben 60% der Erdbevölkerung in einer Distanz von nicht mehr als 100 km von der Küste“ (Stichweh, 1998, 10), zweitens wuchs „im Zeitraum von 1965 bis 1990 die Wirtschaft in Staaten, die über keine eigene Küstenlinie verfügen, jährlich um 0,7% langsamer [...] als die Wirtschaft im Durchschnitt aller anderen Staaten“ (Stichweh, 1998, 10). Nicht nur besteht dieser Vorschlag offensichtlich v.a. darin, „den Geo- und Raumdeterminismus der traditionellen Geographie wieder zu (er)finden“ (Lippuner, 2005, 126), basiert er doch auf Abstraktionen, die *falsch* sind. Darüber hinaus liegt auch seine *ideologische* Leistung auf der Hand: Von den tatsächlichen Gesetzmäßigkeiten der Bevölkerungsentwicklung oder der Reichtumsproduktion im Kapitalismus ist von vorneherein abgesehen, wenn deren Grund in Naturausstattung oder Küstennähe gesucht wird. Von solch bizarren Ausnahmen abgesehen, wird ein derart simpler Geodeterminismus in der Wissenschaft aber, wie gesagt, nur noch selten behauptet.

Noch grundsätzlicher hat Eisel (1982, 1987) gezeigt, dass der Geodeterminismus als Paradigma von der gesellschaftlichen Realität im Kapitalismus *insgesamt* absieht, indem er ein *direktes* Verhältnis von „Mensch“ und „konkreter Natur“ behauptet, und damit davon absieht, dass Natur unter kapitalistischen Verhältnissen nur vermittelt über die Wertproduktion relevant ist (vgl. Smith und O’Keefe, 1980). Die Begriffe der traditionellen Geographie wie „Land“ und „Landschaft“, so Eisel (1987, 90), „gewährleisten, dass der ‚Stoffwechsel‘ zwischen Mensch und Natur nicht von der Wertform her, die die Arbeit als industrielle hat, betrachtet wird, sondern so, als bestünde die Umformung der Natur nur aus Gebrauchsproduktion“.

Dabei bezieht sich Eisel (wie auch Smith und O’Keefe, 1980) auf die Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert bzw. Wert, die Marx zu Beginn von *Das Kapital* (Marx, 1867/1971) vornimmt. Demnach hat jede Ware, die kapitalistisch, d.h. zum Zweck des Profits, produziert wird, zwei Seiten. Die eine Seite ist ihr Gebrauchswert: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert“ (Marx, 1867/1971, 50). Mit dem Gebrauchswert können Bedürfnisse befriedigt werden: Bücher das Bedürfnis nach Wissen, Häuser das nach Wohnraum, Bier das nach Vergessen. Der Gebrauchswert „verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion“ (Marx, 1867/1971, 50), er wird also vernutzt. Gebrauchswerte bilden als nützliche Dinge „den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei“ (Marx, 1867/1971, 50). Im Kapitalismus „bilden sie zugleich die stofflichen Träger des – Tauscherts“ (Marx, 1867/1971, 50). Mit „stofflicher Träger“ ist gemeint, dass zur stofflichen Existenz der Dinge als Gebrauchswerte

etwas hinzukommt (und von dieser „getragen“ wird), das sie zur Ware macht. Dieses Etwas ist die zweite Seite der Ware, der Tauschwert. Er ergibt sich aus dem Zweck, zu dem produziert wird: nicht Bedürfnisbefriedigung (wozu nur Gebrauchswerte nötig wären), sondern Profit ist der Zweck kapitalistischer Produktion. Während der Gebrauchswert den nützlichen Dingen an sich zueigen ist und in ihrer Benutzung verwirklicht wird, ist der Tauschwert ausschließlich gesellschaftlich bestimmt. „Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen“ (Marx, 1867/1971, 50). Die Frage ist also, wie viel Bier man für ein Buch bekommt, wie viel Gold für ein Haus oder wie viel Geld man für zehn Bier braucht. Der Tauschwert hat also mit den Bedürfnissen, die Bücher, Häuser oder Bier qua ihrer stofflichen Eigenschaften befriedigen können, nichts mehr zu tun, er ist ihnen gegenüber äußerlich und gleichgültig. Weil nicht nur je zwei Waren getauscht werden, sondern sich alle Waren gegeneinander tauschen lassen (heute vermittelt der Ware Geld, die als allgemeines Äquivalent fungiert), muss in ihnen ein Gleiches sein, dass es ermöglicht, ihre verschiedenen Qualitäten in ein quantitatives Verhältnis zu setzen. Dieses Gleiche ist der in ihnen enthaltene Wert, dessen „Erscheinungsform“ (Marx, 1867/1971, 51) der Tauschwert ist. Den Wert hat die Ware, weil sie vergegenständlichte abstrakte, d.h. gesellschaftliche notwendige Arbeit gemessen in Zeit ist. „Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen“ (Marx, 1867/1971, 53). Wegen dieses Verhältnisses von Gebrauchswert und Wert gilt im Kapitalismus: „Gebrauchswerte werden hier überhaupt nur produziert, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwertes sind“ (Marx, 1867/1971, 201).

Wenn in der traditionellen Geographie also so getan wird, als „bestünde die Umformung der Natur nur aus Gebrauchsproduktion“ (Eisel, 1987, 90), dann wird nicht nur das aktiv-produzierende Verhältnis der Gesellschaft zur Natur verschleiert, sondern auch die spezifische Form, die dieses unter kapitalistischen Verhältnissen – mit all ihrer desaströsen Folgen – annimmt.

Diese Abstraktion von den im Kapitalismus eingerichteten gesellschaftlichen Verhältnissen funktioniert dabei auch ohne die Unterstellung einer *Determinierung* „des Menschen“ durch „die Natur“. Dafür genügt bereits die Annahme eines kausal unbestimmten, dabei aber grundsätzlich *direkten* und *unvermittelten* Verhältnisses von „dem Menschen“ bzw. „der Gesellschaft“ zu „der Natur“. An

dieser Annahme wäre nichts verkehrt, bezöge sie sich nur auf Naturaneignungen außerhalb der Sphäre kapitalistischer Akkumulation, oder auf die konkrete Naturaneignung in konkreter Arbeit, die die gebrauchswertseitige Grundlage jeder Produktion darstellt. Ideologisch wird es, wenn auf diese Weise von der in der kapitalistischen Produktion einzig relevanten *Wert*produktion durch abstrakte Arbeit abgesehen (abstrahiert) wird, wo diese zur Erklärung aber vonnöten wäre. Und eben dies geschieht, wenn bezüglich z.B. der Lebensmittelproduktion ein direktes und unmittelbares Verhältnis des Menschen zur Natur unterstellt wird.

Wie diese Ideologieproduktion (ohne expliziten Geodeterminismus) funktioniert, will ich am Beispiel der „Tragfähigkeitberechnungen“ kritisieren, die sich in der Bevölkerungsgeographie nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. Dazu ein Zitat aus einem Lehrbuch:

So müssen alle Tragfähigkeitsuntersuchungen einerseits von einer genauen Analyse der derzeitigen oder zukünftigen Bevölkerungszahlen, andererseits vom Umfang der bestehenden oder in der Zukunft erwarteten Ernährungsmöglichkeiten ausgehen (Bähr, Jentsch und Kuls, 1992, 118).

Hier wird also so getan, als ginge es um ein rein *quantitatives* Verhältnis zwischen zwei „Naturgrößen“: die produzierten Lebensmittel einerseits und die Größe der Bevölkerung andererseits. Wird dieses Verhältnis rein quantitativ aufgemacht, ist unterstellt, dass die Lebensmittel produziert werden, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Laut eines anderen Lehrbuchs gilt es zu klären, „wie viele Menschen ihren Bedürfnissen entsprechend ernährt werden können“ (Kuls, 1992, 150), und zwar „unter bestimmten Annahmen“ (Kuls, 1992, 150) – zu denen offenbar nicht die kapitalistische Wirtschaftsweise zählt.

Denn im Kapitalismus ist es mit den Lebensmitteln wie mit allen als Waren produzierten Gebrauchswerten: sie werden nur und ausschließlich zum Zweck des Verkaufs hergestellt – und eben nicht zur Bedürfnisbefriedigung. D.h.: Wer essen will, muss dafür bezahlen, und wer kein Geld hat, muss hungern. Dass es weltweit Hunger gibt, liegt also nicht etwa an einem absoluten Mangel an Lebensmitteln bzw. einer absoluten Überbevölkerung, mithin nicht an (scheinbar) natürlichen Umständen, die zu einem *quantitativen* Ungleichgewicht führen, sondern an der Produktionsweise, die die *Qualität* des Verhältnisses von Menschen zu Lebensmitteln bestimmt und nichts Natürliches an sich hat (vgl. Frieling, dieses Heft). Dies haben an Marx orientierte Geograph/inn/en oft und überzeugend herausgearbeitet:

Zu behaupten, dass die Knappheit der Natur entspringt, und dass natürliche Grenzen existieren, ignoriert, wie Knappheit gesellschaftlich hergestellt wird, und dass ‚Grenzen‘ ein gesellschaftliches Verhältnis innerhalb der Natur sind (die die menschliche Gesellschaft ein-

schließt) und keine von außen auferlegte Notwendigkeit (Harvey, 1996, 147; vgl. bereits Harvey, 1974).

Jede Knappheit – ob an Nahrungsmitteln oder an sonstigen Waren – ist in kapitalistischer Form eine *produzierte*. Das „Verhältnis“ von Menschen zu Lebensmitteln ist kein direktes – wer Hunger hat, nimmt sich etwas zu Essen – und nur quantitatives. Es ist vielmehr über den Markt vermittelt, auf dem Lebensmittel als Waren auf Menschen als mehr oder weniger zahlungskräftige Nachfrager/innen nach Waren treffen. Überbevölkerung hat im Kapitalismus deshalb keinen *absoluten* Maßstab an dem naturgegebenen Potential „der Erde“ Nahrung bereitzustellen, sondern ist eine „*relative*, d.h. für die mittleren Verwertungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige, daher überflüssige oder Zuschuss-Arbeiterbevölkerung“ (Marx, 1867/1971, 658; eigene Hervorhebung). Die ideologische Leistung von Tragfähigkeitsberechnungen besteht darin, von den Produktionsverhältnissen abzusehen, von ihnen zu *abstrahieren*. Der Inhalt der Abstraktion besteht darin an „Hunger“ nur das quantitative Verhältnis von Lebensmitteln und Bevölkerung zu betrachten. Dabei handelt es sich um eine *falsche Abstraktion*, weil mit ihr das Problem von Hunger und Nahrungsmittelknappheit gerade *nicht erklärt* werden kann. Vielmehr werden auf diese Weise die wahren Gründe von Nahrungsmittelknappheit und Hunger verschleiert, es wird also *Ideologie* produziert.<sup>14</sup>

Aus dieser Ideologie werden zudem Handlungsanleitungen für die Politik abgeleitet. So heißt es in den o.g. Lehrbüchern, das Ziel der Tragfähigkeitsuntersuchungen bestehe darin „durch geeignete Maßnahmen die Zahl der gleichzeitig le-

---

<sup>14</sup> In einem weiteren Lehrbuch zur Bevölkerungsgeographie räumt der Verfasser zwar ein, dass Hunger „nur z.T. und namentlich in Afrika an einer unzureichenden Produktionssteigerung [liegt]“ und „in anderen Erdgegenden [...] eher Verteilungsprobleme und die mangelnde Kaufkraft der ärmeren Bevölkerung dafür verantwortlich [sind]“ (Bähr, 1993, 260). Das Zustandekommen dieser „mangelnden Kaufkraft“ hält er im Folgenden jedoch nicht für erklärenswert. Stattdessen führt Bähr (1993, 265) eine „allgemein gehaltene Definition“ an, nach der die Tragfähigkeit eines Raumes „diejenige Menschenmenge an[gibt], die in diesem Raum unter Berücksichtigung des hier/heute erreichten Kultur-/Zivilisationsstandes auf agrarischer/natürlicher/gesamtwirtschaftlicher Basis ohne/mit Handel mit anderen Räumen unter Wahrung eines bestimmten Lebensstandards/des Existenzminimums auf längere Sicht leben kann“. Doch auch wenn hier von einer „gesamtwirtschaftlichen Basis“ der Nahrungsmittelmenge die Rede ist, so bezieht sich das doch nur auf die räumlich und zeitlich unterschiedlichen Stand der quasi-natürlichen Entwicklung der Produktivkräfte unabhängig von den (kapitalistischen) Produktionsverhältnissen. Außerdem kommt lt. Bähr für die Geographie ohnehin „nur der Beschäftigung mit der agraren Tragfähigkeit eine größere Bedeutung zu“ (Bähr, 1993, 265), bei der selbst von dieser vagen „gesamtwirtschaftlichen Basis“ abstrahiert wird.

Ebenfalls problematisch ist die Vorgehensweise von Bohle (2001). Denn obwohl er Fragen von Verteilung, Preisen und Macht thematisiert, beschränkt er sich dann doch weitgehend auf die Präsentation von Nahrungsmittel- und Bevölkerungsquantitäten, die den Eindruck eines direkten und rein quantitativen Verhältnisses vermitteln. Suspekt ist auch die Rede von „den wirtschaftlichen Aktivitäten, die wir unternehmen, um gegenwärtige Bedürfnisse zu befriedigen“ (Bohle, 2001, 24), womit zumindest implizit so getan wird, als würde die Menschheit („wir“) produzieren, um Bedürfnisse zu befriedigen (ganz anders hingegen Watts und Bohle, 2003).



benden Menschen den vorhandenen Unterhaltsmitteln anzupassen“ (Bähr et al., 1992, 118) bzw. es ist die Rede von „einer notwendigen Anpassung der Bevölkerungszahl an die verfügbaren Unterhaltsquellen“ (Kuls, 1992, 149). Weil also angeblich das Überschreiten der „natürlichen Grenze“ der „Tragfähigkeit“ der Grund des Hungers ist, kann die „Lösung“ des als quantitativ bestimmten Hungerproblems nur darin bestehen, die Anzahl der zu ernährenden Menschen zu verringern. Damit wird implizit auch noch den Hungernden selbst die Schuld an ihrem Hunger gegeben: Sie sind aufs Ganze gesehen einfach zu viele. Dem/der einzelnen Hungernden wird damit vorgeworfen, einfach da zu sein, obwohl das doch wider die Natur und deren geographisch bestimmter Tragfähigkeit ist.

Die Gemeinsamkeit der Tragfähigkeitsberechnungen mit dem Geodeterminismus der traditionellen Geographie besteht – wie gesagt – darin, dass in beiden Fällen die praktische Aneignung von Natur durch die konkret vorliegende Gesellschaft mit ihren Macht-, Produktions- und Ausbeutungsverhältnissen (vgl. Smith und O’Keefe, 1980) *gerade nicht* betrachtet wird. Stattdessen wird so getan, als stünden die beiden in einem direkten Verhältnis zueinander, sei es in Form der Determinierung oder anders. In beiden Fällen ist also – um erneut Eisel zu zitieren – gewährleistet, „dass der ‚Stoffwechsel‘ zwischen Mensch und Natur nicht von der Wertform her, die die Arbeit als industrielle hat, betrachtet wird, sondern so, als bestünde die Umformung der Natur nur aus Gebrauchsproduktion“ (Eisel, 1987, 90).

## Raumwissenschaftliche Geographie

In den 1960er Jahren wird die geodeterministisch argumentierende traditionelle Geographie zunehmend als unwissenschaftlich kritisiert. Mit Rückgriff auf die Wissenschaftstheorie Kuhns kann man das als einen Paradigmenwechsel verstehen, in dem sich in Abgrenzung zur älteren Generation geographischer „Normalwissenschaftler/innen“ die Auffassung durchsetzt, die traditionelle Geographie sei ...

eben doch keine ontologisch fest verankerte und damit für die Ewigkeit gesicherte Weltperspektive, sondern nur ein zeitliches Projekt, das aufgrund ganz bestimmter historischer Bedingungen entstehen und sich behaupten konnte, das aber ebenso gut, nachdem diese Bedingungen nicht mehr stimmten, ablösbar [ist] (Schultz, 1997, 262).

In dieser Situation hält der jüngere Teil der geographischen „Ethnie“ nach einer neuen theoretischen Basis Ausschau, nach einem neuen Paradigma also, um sich die Welt besser erklären zu können, um als innovativ zu gelten, und – und darauf kommt es an (s.o.) – um auch weiterhin als Vertreter/innen einer spezifischen und alimentierungswürdigen wissenschaftlichen Disziplin gelten zu können. Beginnend gegen Ende der 1950er Jahre entwickelt sich in den USA die raumwissenschaftliche Geographie bzw. der *spatial approach* (Claval, 1995, 97-100). In der

BRD beginnt die Verdrängung des klassischen Paradigmas durch den *spatial approach* mit Dietrich Bartels: *Zur Grundlegung einer Geographie des Menschen* (1968). Die neue Herangehensweise wird lange Zeit als „der einzige relevante Versuch, die Geographie als Geographie und als Wissenschaft zu ‚retten‘“ (Hard, 1979, 23) angesehen. Die Anhänger/innen dieses neuen Paradigmas machen sich auf die Suche nach „räumlichen Gesetzen“ und „allgemein anwendbaren Gesetzen und Theorien“ (Abler et al., 1971, 87). Dabei gehen sie stets von dem „wo“ der Phänomene aus: „Die Frage des ‚Wo-Seins‘ ist die Grundlage jeder Geographie“ (Abler et al., 1971, 59). Aus der Betrachtung der räumlichen Verteilung sozialer Sachverhalte wird Erkenntnis über die soziale Welt erhofft. Raumwissenschaftler/innen versuchen „das Räumliche [...] zum Reden über das Soziale zu bringen“ (Hard, 1973, 187).

Diese Denk- und Vorgehensweise sei am Beispiel des Gravitationsmodells illustriert. Dabei verwende ich eine besonders simple Anwendung dieses Modells, da auf diese Weise sein Kerngedanke ohne Zusatzfaktoren etc. im Vordergrund steht. Im Lehrbuch von Abler et al. (1971, 228) befindet sich eine Graphik, in der die Migration von ‚Afroamerikaner/inne/n‘ aus Alabama in die 23 größten US-amerikanischen Metropolregionen für den Zeitraum 1955 bis 1960 dargestellt ist. In Analogie zum Gravitationsgesetz der Physik, bei dem die Anziehungskraft zweier Körper aus deren Massen und ihrer Distanz voneinander bestimmt wird, lautet die These, dass „jede der 23 Städte auf die Migranten aus Alabama eine Anziehungskraft ausstrahlt, die proportional zu ihrer Masse und umgekehrt proportional zur Distanz zu Alabama [ist]“ (Abler et al., 1971, 227). Zur vermeintlichen Erklärung der Verteilung der Migration auf die verschiedenen Städte sind dann – in Analogie zum Gravitationsgesetz – nur zwei Größen vonnöten: 1. in Analogie zur Masse der Planeten die Einwohner/innen/zahl der Städte sowie Alabamas; 2. die räumliche Entfernung der jeweiligen Stadt von Alabama. Die räumliche Distanz zwischen Alabama und den einzelnen Städten soll also (zusammen mit der Größe der Stadt) die Verteilung der Migration auf die verschiedenen Städte erklären. Das Gravitationsgesetz aus der Physik wird als „Raumgesetz“ auf den gesellschaftlichen Prozess der Migration übertragen. Damit werden „soziale Muster durch die Bewegung von sozialen Masseteilchen erklärt“ (Eisel, 1981, 176), es werden die spezifisch sozialen Strukturen durch universell-geometrische ersetzt“ (Gregory, 1978, 74). Wenn also *geometrische* Gesetze am Werk sind, gibt es soziale Praxis und soziale Prozesse als Erklärung nicht bzw. sie werden nicht betrachtet. Welche Gründe die Masseteilchen/Menschen für ihre sozialen Praxen haben, interessiert dann nicht, und auch davon, dass sie sich im Kapitalismus unter eingerichteten *Zwängen* (Arbeitsmarkt, etc.) verhalten müssen, wird abstrahiert. Diese Erklärung der sozialen Welt ist also falsch, weil sie von den gesellschaftlichen Prozessen, die zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene betrachtet werden müssten, absieht. Sie ist zudem auch ideologisch. Denn: „In der Abstraktion von den konkret-historischen Bedingungen des Verhaltens steckt das normative Urteil, dass die Faktoren, von denen abstrahiert wurde, für die Erklärung des in Frage stehenden Phä-

nomens unwesentlich seien“ (Beck, 1982, 79). Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden also ausgeblendet und für unwichtig erklärt. Diese Verschleierung ist de facto immer im Interesse derer, die von diesen auf Herrschaft und Ausbeutung basierenden Verhältnissen profitieren, ihre Interessen werden so „als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft [dargestellt]“ (Marx und Engels, 1846/1969, 47). Das Ideologische des *spatial approach* liegt damit (in dieser Hinsicht wie beim Geodeterminismus) in seiner „Zementierung der Effekte waren-gesellschaftlicher Arbeitsteilung“ (Eisel, 1981, 182f.).

Die entscheidende falsche Abstraktion im *spatial approach* besteht darin, an Gegenständen nur deren Lage im Raum zu betrachten und diese (allein) zur Erklärung heranzuziehen. Damit wird dem physischen Raum eine Wirkmächtigkeit auf die Gesellschaft zugeschrieben. Diese Denkweise wird in Anlehnung an die Kritik des Fetischcharakters der Ware bei Marx (1867/1971, 85-98) häufig als „Raumfetischismus“ bezeichnet (Anderson, 1973; Eliot Hurst, 1985, 73-77).

Der Fetischcharakter der Ware besteht laut Marx darin, dass in der kapitalistischen Produktionsweise Arbeitsprodukte zu Waren werden, deren Tauschwert als quantitatives Verhältnis der Waren zueinander erscheint (s.o.). Fälschlicherweise erscheint deshalb ihr Wert als bestimmt durch ein Verhältnis zwischen Dingen und nicht als soziales Verhältnis, das durch verdinglichte abstrakte (also gesellschaftlich durchschnittliche) Arbeit bestimmt ist. Weil der Wert Resultat eines gesellschaftlichen Verhältnisses ist, hat er mit der „physischen Natur [der Dinge] und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen nichts zu schaffen [...]. Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, das für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt“ (Marx, 1867/1971, 86). Wegen dieses falschen Scheins besitzt für die Teilnehmer/innen am kapitalistischen Wirtschaften „ihre eigne gesellschaftliche Bewegung [...] die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren“ (Marx, 1867/1971, 89). Obwohl das kapitalistische Wirtschaftssystem also das Produkt dessen ist, was Leute tun, erscheint es – wegen der Wertform – a) als außerhalb gesellschaftlicher Prozesse (verdinglicht) und b) als diese kontrollierend. Marx zeigt in den drei Bänden des Kapitals weiterhin, wie die auf der Wertform aufbauende kapitalistische Produktionsweise weitere Fetischisierungen hervorbringt, bis es schließlich „an der Oberfläche“ so wirkt, als seien Kapital, Arbeit und Boden – als Sachen und nicht als gesellschaftliche Verhältnisse – „Bestandteile des Werts“ (Marx, 1894/1988, 838). Diese „Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Marx, 1867/1971, 838) ist eine „falsche Abstraktion“ (Marx, 1894/1988, 859), die aber nicht zufällig, sondern wegen ihrer alltäglichen, prak-

tischen Reproduktion aus ebendiesen Verhältnissen hervorgeht. Diese Fetischisierungen gehören also zur o.g. Ideologie im Singular, die sich aus der Produktionsweise selbst ergeben.

In Analogie zum Warenfetischismus ist der Begriff des „Raumfetischismus“ zu verstehen. In dieser Denkweise wird so getan, als sei „Raum“ ein „von der Gesellschaft unabhängiges Ding“ (Cox, 1995, 305), das das Soziale beeinflusst oder gar determiniert. Der Raumfetischismus der raumwissenschaftlichen Geographie ist deshalb „einfach nur eine Variante der Gesellschaftsanalyse, die soziale Beziehungen auf Beziehungen zwischen Dingen reduziert“ (Quaini, 1974/1982, 165). Dabei wird der Raum also – wie im Geodeterminismus die Natur (s.o.) – nicht als nur durch und in soziale/r Praxis relevant verstanden (vgl. Harvey, 1973, 1996; Lefebvre, 1974, 1979 sowie die Beiträge in Belina und Michel, 2007), sondern er nimmt eine absolute, vermeintlich außerhalb gesellschaftlicher Praxis liegende Wirklichkeit an. Diese Denkweise leitet sich mit gewisser Notwendigkeit aus den kapitalistischen Produktionsverhältnissen ab. Denn Raum spielt hier vor allem als Ware eine Rolle, zu der er durch das Privateigentum an Grund und Boden wird. Dieses abstrahiert vom konkreten Ort und übersetzt diesen in ein abstraktes Quantum an Geld. Gleichgültig gegen die mannigfaltigen Qualitäten (des Gebrauchswerts) des konkreten Ortes ist der Raum (d.h. sein Wert) als Ware reduziert auf eine abstrakte Quantität. „Kapitalistischer Raum ist ein Raum der Quantifizierung [...], ein Raum, der gehandelt wird und in dem alle Elemente zu tauschen und deshalb austauschbar sind“ (Lefebvre, 1979, 293). Diese Abstraktion qua Warenform ist dabei Resultat gesellschaftlicher Praxis, der Raum erhält seine „besonderen Eigenschaften, universell, objektiv und bis ins Kleinste quantifizierbar zu sein, [...] durch bestimmte soziale Praxen – in erster Linie durch den Warentausch und die gesellschaftliche Arbeitsteilung“ (Harvey, 1985/1991, 158f.).

Raumfetischistische Argumentationen, die so tun, als wäre der physische Raum „an sich“ der Grund für irgendein soziales Phänomen, abstrahieren tendenziell immer von aller sozialen, ökonomischen oder politischen Realität und reduzieren damit soziale Probleme auf räumliche Probleme. Das dazugehörige Konzept von Gesellschaft reduziert die handelnden Subjekte auf Reaktionsdeppen, die in ihren Aktivitäten durch den Raum determiniert werden. Das gilt immer, wenn Raum *an sich* in den Vordergrund gerückt wird, also sobald etwas „räumlich“ betrachtet wird. Denn dann ist das jeweilige Phänomen tendenziell nicht mehr sozial, nicht mehr gesellschaftlich, nicht mehr Gegenstand sozialen Auseinandersetzungen und Kämpfe, sondern steht (angeblich) außerhalb von Gesellschaft und damit außerhalb gesellschaftlicher Einflussnahme und Veränderung. Beispiele dafür, die

nicht so eindeutig absurd sind wie die Reduzierung von Migration auf Stadtgröße und Distanz zur Herkunftsregion (wie im Gravitationsmodell), gibt es massenhaft. Wenn z.B. behauptet wird, Leute seien kriminell, *weil* sie in bestimmten Stadtteilen wohnen (z.B. Stark, 1987; zur Kritik vgl. Belina, 2006), führen Auto, *weil* sie am Stadtrand wohnen (zur Kritik vgl. Bahrenberg, 1997) oder seien arm, *weil* sie im Ghetto wohnen (z.B. Anderson, 1999; zur Kritik vgl. Belina, 2008), dann wird bei den jeweiligen sozialen Phänomenen (Kriminalität, Verkehr, Armut) durch die Erklärung mittels Lage im Raum von sozialen Erklärungen tendenziell bis vollständig abstrahiert.

### **Schluss: Geographische Fragestellungen jenseits der Geographie**

Die (rücksichtslose) Kritik an traditioneller und raumwissenschaftlicher Geographie ist nicht neu und wurde in deutscher Sprache z.B. von der Redaktion der marxistischen Zeitschrift *Roter Globus* schon 1972 geäußert (Redaktionskollektiv 1972). Wenn Eisel zuzustimmen ist, dass der *spatial approach* für die Geographie „die einzige Fachlegitimation [ist], die sie besitzt, nämlich eine ‚räumliche‘ Wissenschaft zu sein“ (Eisel, 1982, 126), dann verliert sie mit der Kritik an ihm auch ihre zweite mögliche paradigmatische Grundlegung. Wenn also weder das Mensch-Natur-Verhältnis der traditionellen Geographie noch die Suche nach Raumgesetzen der raumwissenschaftlichen Geographie in der Lage sind, die Geographie *als* Geographie wissenschaftstheoretisch zu legitimieren, dann besteht eigentlich kein Grund, weiterhin an einer Disziplin namens „Geographie“ festzuhalten. In diesem Sinne wäre Eliot Hurst (1985) zuzustimmen, der einem Beitrag für einen Sammelband zur *Future of Geography* den Titel *Geography Has Neither Existence Nor Future* gegeben hat.

Für Fachhistoriker/innen stellt sich damit die Frage, warum Geographie in weiten Teilen – nämlich dort, wo sie nicht als Sozialwissenschaft praktiziert wird, s.o. – nach wie vor als bewusste oder unbewusste Ideologieproduktion betrieben wird, also welche individuellen und/oder gesellschaftlichen Gründe es dafür gibt, dass über Gesellschaft gesprochen wird, indem von Gesellschaft gerade abstrahiert wird. Diese Frage ist allerdings nur dann von gesteigertem Interesse, wenn gezeigt werden kann, in welcher Hinsicht die geographische Ideologieproduktion gesellschaftlich relevant ist, oder wenn man sich für Geographie als Geographie interessiert.

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die Phänomene, mit denen sich Geograph/inn/en beschäftigen, allesamt uninteressant sind, ganz im Gegenteil. Diese z.T. hochinteressanten Themen werden aber durch den „geographischen Blick“ im Sinne entweder der traditionellen oder der raumwissenschaftlichen Geographie ideologisch deformiert. Hunger, Migration oder alle anderen in diesem Beitrag erwähnten Themen gilt es gerade zu beackern – aber eben nicht „geographisch“ – allenfalls im Sinne von Bartels’ „<sup>1</sup>geographisch“ (Bartels, 1968, 7), womit er das bezeichnet, „was Angehörige dieser Hochschuldisziplin an Forschungstätigkeit ent-

falten bzw. entfaltet haben (Bartels, 1968, 6). Denn die kritische Auseinandersetzung mit relevanten Themen kann natürlich im institutionellen Rahmen der Geographie stattfinden, sei es in Studium, Forschung, Lehre oder Anwendung. Dies mag erklären, warum man in der Geographie tätig sein kann, ohne sie *als Geographie* verteidigen zu wollen. Ganz in diesem Sinne will ich also dazu ermuntern und aufrufen, sich kritisch mit geographischen Themen zu beschäftigen – ohne dies jedoch geographisch zu tun.

## Danksagung

Mein Dank für kritische Kommentare zu früheren Versionen dieses Textes gilt Dirk Gebhardt, Georg Glasze und Robert Pütz, die für seinen Inhalt selbstverständlich keine Verantwortung tragen. Anlässlich seines 65. Geburtstages will ich die Gelegenheit nutzen, mich auf diesem Weg bei Gerhard Bahrenberg zu bedanken, vom dem ich, bei aller theoretischer und politischer Differenz, viel gelernt zu haben glaube über die Geographie sowie über die hohe Kunst der genüsslichen Provokation.

## Literatur

- Abler, Ronald, John S. Adams und Peter Gould. 1971. *Spatial Organization: The Geographer's View of the World*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Anderson, Elijah. 1999. *Code of the Street: Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*. New York: Norton.
- Anderson, James. 1973. Ideology in Geography. *Antipode* 5, 1-6.
- Bähr, Jürgen. 1993. *Bevölkerungsgeographie*. 2. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Bähr, Jürgen, Christoph Jentsch und Wolfgang Kuls. 1992. *Bevölkerungsgeographie*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Bahrenberg, Gerhard. 1997. Zum Raumpfischismus in der jüngeren verkehrspolitischen Diskussion. In, Ulrich Eisel & Hans-Dietrich Schultz (Hrsg.), *Geographisches Denken – Urbs et Regio 65*. Kassel: Gesamthochschule, S. 345-71.
- Bahrenberg, Gerhard. 1996. Die Länderkunde im Paradigmenstreit um 1970. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 70, 41-54.
- Bartels, Dietrich. 1968. *Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen*. Wiesbaden: F. Steiner.
- Bauchmüller, Michael. 2004. Aufstand der Ökonomen. Seit DIW-Chef Klaus Zimmermann den Leiter der Konjunkturabteilung feuerte, ist sein Haus in Aufruhr. *Süddeutsche Zeitung* 14. Juli, 20.

- Becker, Tony. 1989. *Academic Tribes and Territories: Intellectual Inquiry and the Culture of Disciplines*. Milton Keynes: Open University Press.
- Beck, Günther. 2006. Einführung: Geographische Nachschlagwerke. *Geographische Revue* 8(2), 5-36.
- Beck, Günther. 1982. Der verhaltens- und entscheidungstheoretische Ansatz. In, Peter Sedlacek (Hrsg.), *Kultur-/Sozialgeographie*. Paderborn et al.: UTB, S. 55-89.
- Belina, Bernd. 2008. "We may be in the slum, but the slum is not in us!" Zur Kritik kulturalistischer Argumentationen am Beispiel der *underclass*-Debatte. *Erdkunde* 62, S. 15-26.
- Belina, Bernd. 2006. *Raum, Überwachung, Kontrolle*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Belina, Bernd und Boris Michel (Hrsg.) 2007: *Raumproduktionen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bohle, Hans-Georg. 2001. Bevölkerungsentwicklung und Ernährung. *Geographische Rundschau* 53, 18-24.
- Brock, David. 2002. *Blinded by the Right: The Conscience of an Ex-Conservative*. New York: Three Rivers Press.
- Bultmann, Torsten und Oliver Schölller. 2003. Die Zukunft des Bildungswesens: Lernen auf Abruf. *Prokla* H. 131, 331-54.
- Claval, Paul. 1995. *Histoire de la Géographie*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Cox, Kevin. 1995. Concepts of Space, Understanding in Human Geography, and Spatial Analysis. *Urban Geography* 16, 304-26.
- Eisel, Ulrich. 2004. Konkreter Mensch im konkreten Raum: Individuelle Eigenart als Prinzip objektiver Geltung. In, Hans-Dietrich Schultz (Hrsg.), *Geographie? Bd. 3*. Berlin: Geographisches Institut, Humboldt Universität zu Berlin, S. 197-210.
- Eisel, Ulrich. 1987. Landschaftskunde als „materialistische Theologie“. In, Gerhard Bahrenberg u.a. (Hrsg.), *Geographie des Menschen*. Bremen: Studiengang Geographie, Universität Bremen, S. 89-109.
- Eisel, Ulrich. 1982. Regionalismus und Industrie: Über die Unmöglichkeit einer Gesellschaftswissenschaft als Raumwissenschaft und die Perspektive einer

- Raumwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft. In, Peter Sedlacek (Hrsg.), *Kultur-/Sozialgeographie*. Paderborn: UTB, S. 125-150.
- Eisel, Ulrich. 1981. Zum Paradigmenwechsel in der Geographie. *Geographica Helvetica* 36, 176-84.
- Eliot Hurst, Michael. 1985. Geography has neither existence nor future. In, R.J. Johnston, (Hrsg.), *The Future of Geography*. London: Methuen, S. 59-91.
- Gregory, Derek. 1978. *Ideology, Science and Human Geography*. London: Hutchinson University Library.
- Hannah, Matthew G. 2006. Politics in *suspense*: Reading Antje Schlottmann's RaumSprache from the 'North American' Container. *ACME* 4, 240-48.
- Hard, Gerhard. 1990. „Was ist Geographie?“ *Reflexionen über geographische Reflexionstheorien – Karlsruher Manuskripte zur Mathematischen und Theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie*. Karlsruhe: Institut für Geographie und Geoökologie II, Universität Karlsruhe.
- Hard, Gerhard. 1979. Die Disziplin der Weißwäscher. In, Peter Sedlacek (Hrsg.), *Zur Situation der deutschen Geographie zehn Jahre nach Kiel – Osnabrücker Studien zur Geographie 2*. Osnabrück: Fachbereich 2 der Universität Osnabrück, S. 11-44.
- Hard, Gerhard. 1973. *Die Geographie*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Harvey, David. 2005. *A Brief History of Neoliberalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Harvey, David. 1996. *Justice, Nature and the Geography of Difference*. Oxford: Blackwell.
- Harvey, David. 1985/1991. Geld, Zeit, Raum und die Stadt. In, Martin Wentz (Hrsg.), *Stadt-Räume*. Frankfurt a.M. & New York: Campus, S. 149-68.
- Harvey, David. 1987. Three Myths in search of a reality in urban studies. *Environment and Planning D: Society and Space* 5, 367-76.
- Harvey, David. 1984. On the history and present condition of Geography: An Historical Materialist Manifesto. *Professional Geographer* 36, 1-11.
- Harvey, David. 1974. Population, resources, and the ideology of science. *Economic Geography* 50, 256-77.
- Harvey, David. 1973. *Social Justice and the City*. London: Arnold.



- Harvey, David. 1972. Revolutionary and counter revolutionary theory in geography. *Antipode* 4, 1-13.
- Harvey, David und Neil Smith. 1984. Geography: From capitals to capital. In, Bertell Ollman & Edward Vernoff (Hrsg.), *The Left Academy: Marxist Scholarship On American Campuses*. 2. Bd. New York u.a.: Greenwood Press, S. 99-121.
- Hauck, Gerhard. 2006. *Kultur*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hauck, Gerhard. 1992. *Einführung in die Ideologiekritik: bürgerliches Bewußtsein in Klassik, Moderne und Postmoderne*. Hamburg: Argument.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1807/1970. Wer denkt abstrakt? In, *Gesammelte Schriften*. Bd. 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 575-81.
- Heinrich, Horst-Alfred. (1990): Der politische Gehalt des fachlichen Diskurses in der Geographie Deutschlands zwischen 1920 und 1945 und dessen Affinität zum Faschismus. *Geographische Zeitschrift* 78, 209-26.
- Heller, Wilfried. 2004. Ethnizität und Globalisierung. *Geographische Zeitschrift* 92, 21-38.
- Herkommer, Sebastian. 2005. Zur Aktualität marxistischer Ideologietheorie. In, Christina Kaindl (Hrsg.), *Kritische Wissenschaften im Neoliberalismus*. Marburg: BdWi, S. 31-50.
- Hobsbawm, Eric und Terence Ranger (Hrsg.). 1983. *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Holzhey, Helmut. 1976. Der Begriff der Kritik von Kant bis zur Gegenwart. In, Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 4. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1267-82.
- Johnston, R. J. 2000. Intellectual respectability and disciplinary transformation? Radical geography and the institutionalisation of geography in the USA since 1945. *Environment and Planning A* 27, 971-90.
- Kirchhoff, Alfred. 1908. *Erdkunde für Schulen*. II. Teil. 14. Aufl. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
- Kuhn, Thomas S. 1962/1973. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kuls, Wolfgang. 1992. *Bevölkerungsgeographie*. 2. Aufl. Stuttgart : de Gruyter.

- Lacoste, Yves. 1976. *La Géographie ça sert d'abord à faire la guerre*. Paris: Maspero.
- Lefebvre, Henri. 1979. Space: Social product and use value. In, J.F. Freiberg (Hrsg.), *Critical Sociology: European Perspectives*. New York: Halsted Press, S. 285-95.
- Lefebvre, Henri. 1974. *La Production d l'Espace*. Paris: Gallimard.
- Lindner, Rolf. 2000. *Die Stunde der Cultural Studies*. Wien: WUV.
- Lippuner, Roland. 2005. *Raum – Systeme – Praktiken*. Stuttgart: Steiner.
- Marx, Karl. 1894/1988. *Das Kapital*. Band 3. In: Marx-Engels-Werke, Berlin, Band 25.
- Marx, Karl. 1885/1875. *Das Kapital*. Band 2. In: Marx-Engels-Werke, Berlin, Band 24.
- Marx, Karl. 1867/1971. *Das Kapital*. Band 1. In: Marx-Engels-Werke, Berlin, Band 23.
- Marx, Karl. 1857/1969. *Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie*. In: Marx-Engels-Werke, Band 13, S. 615-642.
- Marx, Karl. 1843/1970. Brief an Ruge. In: Marx-Engels-Werke, Band 1, Berlin, S. 343-6.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. 1846/1969. *Die deutsche Ideologie*. In: Marx-Engels-Werke, Band 3, Berlin, S. 9-530.
- Michel, Karl Markus. 1981. Hab Sonne im Herzen. *Kursbuch* H. 64, 25-37.
- O'Connor, James. 1996. Der zweite Widerspruch der Kapitalismus: Ursachen und Konsequenzen. *Z – Zeitschrift Marxistische Erneuerung* H. 28, 27-36.
- Ollman, Bertell. 1993. *Dialectical Investigation*. New York & London: Routledge.
- Peet, Richard. 1985. The Social Origin of Environmental Determinism. *Annals of the Association of American Geographers* 75, 309-33.
- Piper, Nikolaus. 2004. Zwei Welten. *Süddeutsche Zeitung* 18. September, 19.
- Poulantzas, Nicos. 1978/2002. *Staatstheorie*. Hamburg: VSA.
- Quaini, Massimo. 1974/1982. *Geography and Marxism*. Oxford: Basil Blackwell.

- Redaktionskollektiv. 1972. Zur politischen Einordnung des „Roten Globus“. *Roter Globus* 3, 1-8.
- Roberts, John Michael. 2001. Realistic spatial abstractions? Marxist observations of a claim within critical realist geography. *Progress in Human Geography* 25, 545-67.
- Rössler, Mechthild. 1987. Die Institutionalisierung einer neuen „Wissenschaft“ im Nationalsozialismus. *Geographische Zeitschrift* 75, 177-94.
- Sayer, Andrew. 1999. *Method in Social Science*. 2. Aufl. London: Sage.
- Schmidt, Alfred. 1962/1974. *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*. Frankfurt a.M. & Köln: EVA.
- Schultz, Hans-Dietrich. 2000. Die ‚Ordnung der Dinge‘ in der deutschen Geographie des 19. Jahrhunderts (mit Ausblick ins 20. Jh.). *Die Erde* 131, 221-40.
- Schultz, Hans-Dietrich. 1997. Von der Apotheose des Fortschritts zur Zivilisationskritik: Das Mensch-Natur-Problem in der klassischen Geographie. In, Ulrich Eisel und Hans-Dietrich Schultz (Hrsg.), *Geographisches Denken – Urbs et Regio* 65. Kassel: Gesamthochschule, S. 177- 82.
- Schultz, Hans-Dietrich. 1989. Versuch einer Historisierung der Geographie des Dritten Reiches am Beispiel des geographischen Großraumdenkens. In, *Geographie und Nationalsozialismus – Urbs et Regio* 51. Kassel: Gesamthochschule, S. 1-75.
- Smith, Anthony. 1995. *Nations and Nationalism in a Global Era*. Cambridge: Blackwell.
- Smith, Neil. 2001. Marxism and geography in the Anglophone world. *Geographische Revue* 3(2), 5-21.
- Smith, Neil. 1984. *Uneven Development*. Oxford: Blackwell.
- Smith, Neil und Phil O’Keefe. 1980. Geography, Marx and the concept of nature. *Antipode* 12, 30-39.
- Stark, Rodney. 1987. Deviant places: A theory of the ecology of crime. *Criminology* 25, 893-909.
- Stichweh, Rudolf. 1998. *Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie – Arbeitspapiere der ZWE Arbeit und Region* 30. Bremen: Universität Bremen.
- Süddeutsche Zeitung*. 2004. DIW feuert Konjunktur-Chef. 16. Juni, 21.

Watts Michael und Hans-Georg Bohle. 2003. Verwundbarkeit, Sicherheit und Globalisierung. In, Hans Gebhardt, Paul Reuber & Günter Wolkersdorfer (Hrsg.), *Kulturgeographie*. Heidelberg: Spektrum, S. 67-82.

Wirth, Eugen. 1979. *Theoretische Geographie*. Stuttgart: Teubner.

Wittfogel, Karl-August. 1929. Geopolitik, Geographischer Materialismus und Marxismus, 3 Teile. *Unter dem Banner des Marxismus* 3, 17-51, 485-522 und 898-935.